

Lioba Happel

LUCY

**oder Warum sind die Menschen
so komische Leute**

Ein Buch für Elf- bis Hundertelfjährige

Leseprobe © edition pudelundpinscher

Vorwort

Neulich nachts träumte ich es wieder: Ich käme von einer anderen Milchstraße.

Ich habe diesen Traum schon so oft geträumt, dass ich mich frage, ob da was dran ist.

Es ist nicht die Milchstraße, in der ich wohne und die bei uns »Rue du Lait« genannt wird – was viel vornehmer klingt, als es ist.

Und es ist nicht die Milchstraße in unserem Sonnensystem, auch wenn Jupiter meine beste Freundin ist.

Nein, es ist eine ganz andere Milchstraße, eine von weit, weit weg.

Ich hörte im Traum eine Stimme herüberschallen. Sie rief: »Lucyli wollen wir haben!«

Das klang komisch und ich fing an zu lachen.

Aber dann sah ich, wie ein Mädchen eine Zahnspange in den Mund bekam und wie die Zahnspange diesem Mädchen sehr wehtat.

Da verging mir das Lachen.

Im Traum waren noch andere Kinder von der anderen Milchstraße da, lauter Kinder, die sich irgendwie wehren wollten.

Die wurden aber augenblicklich in Gold verwandelt.

Denn das ist es, was für viele auf Erden zählt: alles in Gold zu

verwandeln. Die Kinder konnten sich nicht mehr bewegen, sie konnten nicht einmal mehr lachen, so sehr waren sie am Ende vergoldet.

Und ihre Eltern? – Waren damit ganz zufrieden!

Ein Junge war so alt wie ich und aus Stroh.

Das Mädchen mit der Zahnsperre war auch so alt wie ich. Es hatte weißblonde Haare und einen durchsichtigen Kopf.

Glasklare Gedanken spiegelten sich in diesem Kopf. Das Mädchen war elf, aber es dachte nicht wie eine Elfjährige.

Und es lachte ein paarmal zu viel.

Da wachte ich auf, setzte mich an meinen Kassettenrekorder und begann zu sprechen. Ich erzählte über mehrere Tage hinweg. Es war nämlich so vieles passiert.

Später habe ich dann alles meiner Mutter gegeben. Die will ja sowieso dauernd Romane schreiben.

Und meine Mutter, also die hat dann dieses Buch daraus gemacht.

Erster Teil

Die bei Tagesanbruch Geborene

Ich heiÙe eigentlich »Die bei Tagesanbruch Geborene«. Würde sie je ein Buch über mich schreiben, dann mit diesem Titel, sagt Mama, wenn sie glücklich gelaunt ist.

Ihre Augen leuchten und sie zieht mir den Scheitel meiner widerspenstigen hellen Haare exakt in der Mitte, sodass sie in zwei gleichen Hälften vom Kopf hängen.

Wenn ich groß bin, werde ich mir die eine Hälfte färben lassen: schwarz. Die andere bleibt blond. Mir scheint, das ist passender für meinen Namen und mich, aber Mama will nichts davon hören.

Ich bin elf und ansonsten heiÙe ich Lucy.

Bis ich zehn war, fanden alle »Lucyli« lustiger, besonders meine überkandidelte Mama.

Wie ich zu diesem Namen gekommen bin?

Es war bei jenem berüchtigten Gelberüben-Überfall, als ich im Alter von einem Jahr meine Mama mit bloÙen Händen umschubste und dabei laut ausrief: »Lucyli! Lucyli!«

Es klang wie »Lucyfi! Lucyfi!«, erzählt Mama.

Später, als kleines Kind, hatte ich wirklich einen Sprachfehler. Der wurde aber durch eine Regulierung behoben.

Meine Mama lag am Boden, wo ich sie hingeschubst hatte, und lachte und lachte!

Man sieht hier zum ersten Mal, was ich später damit meine, wenn ich sage, dass meine Mama »pädagogisch überbegabt« ist: Man lässt es nicht so weit kommen, dass man ein Kind zur Weißglut reizt – bis es einen umschmeißen will. Aber dann lacht man sich auch nicht kaputt, wenn dieser Kobold das tatsächlich tut.

Mama wird übrigens, nachdem sie alles, was ich hier noch zu erzählen habe, gehört hat, sagen, ich hätte Madame von nebenan so derb behandelt, damit ich überhaupt was zu erzählen habe.

Ich glaube, sie will sich mit diesem Satz an mir rächen, weil sie nicht immer gut wegkommt in meinem Bericht.

Also, ich sage es euch schon jetzt: Ich habe Madame von nebenan so derb behandelt, weil ich wütend war und, na ja – dumm!

Ich bin anders als die anderen, also gerade so wie sie

Ich bin, finde ich, irgendwie anders als die andern, also einerseits gerade so wie sie.

Nämlich alle in meinem Alter denken, dass sie anders sind als die andern.

Sie haben Angst, nicht dazuzugehören.

Sie finden vorsichtshalber alles okay, wie es ist. Was bleibt ihnen auch anderes übrig, sagen sie.

Aber da bin ich dann »andererseits«: Ich finde es nicht immer okay, dass alles ist, wie es ist.

Ich finde es zum Beispiel nicht in Ordnung, wenn ein Mädchen wie meine Freundin Jupiter auf dem Schulhof oder in unserer Straße hören muss: »He, du schwarze Kaffeebrühe!«, nur weil sie keine Hautfarbe hat wie die meisten Leute aus der Rue du Lait, nämlich eine Hautfarbe wie abgestandene Milch.

Anderes Thema: Findet ihr es okay, wenn Eltern dauernd von Scheidung reden und ihre Kinder tagelang in zwei blutenden Hälften herumlaufen müssen, die sie gerade eben noch zusammenhalten, wenn sie in die Schule gehen?

Und findet ihr es in Ordnung, wenn man von einer Madame Gurkenstaude auf die Toilette gejagt wird, nur weil einem im Unterricht dann ein paar Tränen übers Gesicht laufen?

Anderes Thema: Ich finde es überhaupt nicht lustig, wenn ein Junge in meinem Alter einen eigenen Chauffeur hat und einen Radiergummi in einer Goldfassung, die so viel kostet, wie die sechsköpfige Familie des Jungen, der neben ihm sitzt, brauchen würde, um endlich einmal in Urlaub zu fahren.

Ich finde, die Menschen sind komische Leute!

Und ich habe keine Lust, so zu tun, als seien zum Beispiel die

Erwachsenen schon ganz in Ordnung, nur weil sie uns den ganzen Tag lang vor der Glotze sitzen lassen, damit Ruhe ist!

Schiefgewickelt

Bestimmt hätte ich Madame nicht ausgerechnet an dem Tag umgeschmissen, als sie Jupiter zum ersten Mal zu Gesicht bekam.

Aber sie war den ganzen Tag lang so unbelehrbar gewesen! Schon am frühen Morgen ging es los: Klappe auf – und dann blieb sie offen.

Und auch später, als sie im Aufzug rauf- und runterfuhr und runter und rauf, hörte sie nicht auf, ihre gnadenlosen Parolen von sich zu geben.

Vielleicht hätte ich ja trotzdem die Nerven behalten, wäre nicht jemand in diesem Aufzug mitgefahren, der mir an diesem Morgen nicht ganz geheuer war: mein Vater.

Wenn ich es recht überlege, ist der Tag schon am frühen Morgen in die Schiefelage gerollt.

Erst rollte der Aufzug falsch, dann rollte der Tag falsch, und dann, am Ende, na ja – ich selbst war am Ende eigentlich auch ganz schön schiefgewickelt, wie man so sagt.

Ich warf Madame einfach um. Aus Versehen natürlich.

Die haben es aber auch darauf angelegt

Oh, die haben es aber auch darauf angelegt!

Nachts war ich im Dunkeln gelegen, in meinem Albtraum von der Erbse, die im See ertrinkt. Ich rollte mit meinen Augäpfeln unter den Augendeckeln, wie sonst nur Jupiter mit den Augen rollen kann.

Ich machte die Augendeckel aber nicht auf. Es lohnt sich nämlich gar nicht, die Augen aufzumachen und um Hilfe zu rufen, es wird von denen ja nicht gehört! Die sind tagsüber so mit sich selbst beschäftigt, dass sie nachts völlig übermüdet von sich selbst durchschlafen.

Am nächsten Morgen geht es dann gut ausgeschlafen drauflos: Hast du dein Zimmer aufgeräumt? Die Schulsachen gepackt?

Und ab in die Schule! Sich von der Gurkenstaude malträtiert lassen! Sport treiben! Nicht in der Nase bohren! Bei Tisch so gerade sitzen, dass dir die Suppe unterwegs kalt wird! Immer etwas vom Gemüse nehmen! Auf jeden Fall genug Wasser trinken!

Und jetzt wollten sie auch noch, dass ich mir die Hände wasche, ehe ich mit ihnen rede, zumindest meine Nachbarin wollte das!

Madame

Madame stand in Unterhose und Unterhemd vor mir, zerzte an ihrem Chiffontuch herum und legte, wie immer ohne vorher Luft zu holen, los:

»Ich hoffe, du hast dir die Hände gewaschen, ehe du hier zur Tür hereinkommst. So was Weißes wie du und läuft mit den schwarzen Dingern durch die Gegend! Pass nur auf, dass wir dich nicht gleich in die Waschmaschine stecken!«

Ja spinnt die? Das Einzige, was in die Waschmaschine gehört, ist sie selbst und ihr kanariengelbes Chiffontuch, weil das früher mal weiß war!

Aus der Wohnung drang alter Käsegeruch, gemischt mit dem sanften Urin Duft des Hündchens Millicent, und ich fragte mich wieder einmal, warum ich überhaupt bei ihr geklingelt hatte. Na ja, weil sie mir leidtat.

Ich klinge immer, weil sie mir leidtut. Weil ich mir einbilde, dass sie ein armes, altes Herz hat, auf das man ein bisschen eingehen müsse, wenn man was für gute Sitten unter den Menschen übrighat.

Wenn ich klinge, lasse ich den Finger immer so lange auf dem Knopf, bis überall im Haus die Türen auffliegen. Sie hört mich ja sonst nicht.

»Hey, du da oben, wir hier unten schlafen von eins bis drei!« –
»Gesetzlich geregelte Schlafenszeit ist das!«

»Also ihr könnt bald für immer schlafen!«, rufe ich runter. Den Satz habe ich von meinem Papa. Mein Papa kann manchmal richtig frech sein.

Natürlich rufe ich den Satz nur flüsternd runter. Dort geht es dann aber trotzdem weiter.

»Die Polizei wird geholt!« – »Ihr da oben gehört sowieso ausgewiesen mit euren Streitereien!« – »Wir hier verstehen nämlich alles! Wir sind zweisprachig!«

Madame hört das Klingeln immer als Letzte. Madame »Von-vorne-bis-hinten-verdreht« könnte man sie nennen, »Von-vorne-bis-hinten-meschugge«.

Elefantendamen können sich ja gerade noch in Bikinihöschen zeigen, wenn es klingelt, aber die nicht!

Und Badeschlapfen braucht die erst gar nicht, ihre Füße sind schon von Geburt badeschlapfig!

Und dann das Gesicht: Die Haare hängen ihr hinein wie ... na, sagen wir mal der Raureif über einer liegen gebliebenen Zwetschge im Gras kurz vor Weihnachten auf dem Land, bei Oma, wo wir früher immer unsere Ferien verbracht haben.

Und dann tänzelt sie durch das Zimmer und kräht mit einer Stimme, mit der sie auf den Runkelrübenfeldern im Herbst was hermachen würde: »Schokolade für das Kind! Wo ist denn nur die Schokolaaaade für das Kind?«

Ich gebe ja zu, es ist richtig nett von ihr, dass sie immer eine Tafel Schokolade für mich sucht.

Nur dass ich eine geschlagene halbe Stunde dabeistehe wie die Vogelscheuche zwischen den Runkelrüben.

Eine geschlagene halbe Stunde lang durchhackert sie alles, was nicht mehr niet- und nagelfest ist. Und in ihrer Wohnung ist so gut wie nichts niet- und nagelfest, das sage ich euch. Es knallt und kracht nur so und die Fetzen fliegen.

»Irgendwo muss doch die Schokolade für das Kind sein«, sage ich nach einer geschlagenen halben Stunde bescheiden.

»Voilà, da ist sie ja, die Schokolaaade!«

Sie streckt sie mir über ihren abgeblühten Unterhemdenbauch hinweg mit einem Lächeln entgegen.

»Danke«, sage ich.

»Sag Danke!«, sagt sie und verschwunden ist schlagartig das ganze Lächeln.

Sie hat mir wieder einmal nicht zugehört.

Sie hat mir noch nie zugehört!

Man geht rüber, man will sich mit ihr unterhalten, und sie, wenn sie nicht gerade über andere herfällt, krächzt ihre Gesänge: Ich, ich, ich, ich ... nur und ausschließlich über sich selbst!

Zum Beispiel, als meine Oma starb und ich zu Madame ging

und ihr alles erzählen wollte, sagte sie Sätze, dass ich noch heute darüber nachgrüble, wie es eigentlich in der Welt zu-gehen muss, dass es zu solchen Sätzen kommt.

»Madame, meine Oma ist heute Nacht gestorben. Wir fahren morgen zehn Stunden mit dem Auto, um sie zu beerdigen.«

»Ihr solltet nicht fahren. Ich mag es nicht, wenn es nebenan leer ist. Jeder kann kommen von diesen Schwarzen!«

»Aber meine Oma ist tot!«

»Und was mache ich hier allein mit den Ausländern?«

»Wir sind doch selber Ausländer, meine Eltern und ich!«

So ein dummes Ding bin ich, dass ich immer wieder glaube, ich könnte mit ihr ein bisschen reden, weil sie schließlich meine Oma sein könnte, wo die andere so weit weg ist.

Und jetzt wollte ich ihr alles Schreckliche erzählen, so, wie es gewesen ist mit dem Tod meiner Oma.

»Sie hatte Krebs«, sagte ich.

»Ich war gestern auch beim Onkel Doktor«, antwortete sie.

»Aber sie ist gestorben!«, sagte ich.

»Ich war beim Onkel Doktor, weil mir der Popo wehtut«, sagte sie.

Jetzt reichte es mir aber. Ich bin doch ein Kind! Sie kann mir doch jetzt nichts von ihrem Popo erzählen. Nur kleine Kinder dürfen über ihren Popo reden und die auch nur, wenn nicht gerade einer gestorben ist.

»Madame!«

»Und keiner findet die richtige Salbe.«
»Madame, meine Oma ist gestorben!«
»Meine Oma ist auch schon gestorben!«
»Aber meine ist heute Nacht gestorben!«
»Meine Oma!«, schreit sie. »Ach! Meine Oma! Meine Oma ist tot!«

Nichts, was nicht von Madame wäre

Ihre Wohnung ist insofern ihre Wohnung, als überall Bilder von ihr an den Wänden hängen.

Wenn ich sage »hängen«, dann meine ich auch »hängen«: kreuz und quer, schief und krumm.

In einem sind sie sich alle einig: Der Fotograf scheint darauf aus gewesen zu sein, ausschließlich Madame zu fotografieren.

Madame in allen Lebenslagen: Madame um die zwanzig, mit Chiffon in den Bergen; Madame um die vierzig, mit Chiffon auf dem Meere; Madame um die sechzig, mit Chiffon auf dem See. Von hinten, von der Seite, von vorne. Von vorne, von oben, von unten. Von ganz links, von halb links und von rechts.

Auch Madame als Kind hängt in Schwarz-Weiß an der Wand. Mit dem Kind zusammen ist ausnahmsweise mal jemand abgebildet, der nicht sie selber ist.

Immerhin sieht er ihr ähnlich. Es ist bestimmt ihr Vater.

Für all ihre Ideen, Ratschläge und für die Titelfindung bedankt sich die Autorin von ganzem Herzen bei Sophy-Ida.

Für großzügig gewährte Beiträge an die Drucklegung bedankt sich der Verlag bei:

Migros-Kulturprozent

Dätwyler Stiftung

Katja Schicht

Lektorat: Christian Döring

Korrekturat: Kerstin Gellusch

Layout und Satz: Beatrice Maritz

Schutzumschlag: Cecilia und Berenike Falk

Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno

© 2007 by Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Unterschächen
www.pudelundpinscher.ch

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-9523273-1-9

Printed in Switzerland

Die Rechtschreibung folgt den neuesten amtlichen Regeln (1. August 2006) und den Empfehlungen der Dudenredaktion.

Finito di stampare presso la Tipografia Stazione SA, Locarno
il 17 settembre 2007 giorno di S. Ildegarda di Bingen